Geschichten von sieben Friedhöfen

Eine Reportage von Tony Jungblut

(Schluß.)

Wir schreiben das Jahr 1939.

Es ist das Jahr bezeichnender Gedenktage, und wir werden in entsprechender Weise die Französische Revolution und unsere Unabhängigkeit feiern. Sie beide bedeuten für uns ein großartiges Symbol: die Freiheit. Freiheit des Menschen als solcher durch die erstere; Freiheit unseres Volkes, unserer Heimat als Ganzes durch die letztere. Feiern und Reden werden Begeisterung wecken, Umzüge und vielerlei Manifestationen selbst den Gleichgültigsten aufrütteln. Aber alles das wird das dumpfe Gefühl der Beklommenheit und Ungewißheit nicht verdrängen können, das seit München in uns brütet; dieses dunkle Empfinden, daß etwas in der Luft liegt, daß bestimmte Verträge so leicht über brennende Kerzen geraten, und daß gewisse Versprechen so zufällig "vergessen" werden.

In der Tat, es ist doch eigentlich komisch, auf welche Gedanken man gerade auf einem Friedhof kommen kann.

Auf einem Friedhof?

Eigentlich sind es deren zwei. Sie liegen in Clausen nebeneinander wie friedliche Nachbarn: der alte preußische Garnisonskirchhof und der deutsche Militärfriedhof. Fremde Garnison — ich weiß nicht, ob das nach Freiheit aussieht. Gefallene Soldaten des Weltkrieges, die in einem als Etappengebiet betrachteten unabhängigen Lande liegen — ich weiß auch nicht, ob das nach Freiheit aussieht. Die erste ist für uns Geschichte geworden, ein Stück jener traurigen Epoche, auf die wir nicht sonderlich stolz sind; und von den letzteren glaubte lange Zeit bereits unsere Generation, sie seien nach dem Waffenstillstand unverrückbare, sich nie wiederholende Geschichte geworden. Ob wir uns nicht täuschten?

*

Daß die "Garnisonsperiode" Geschichte geworden ist, das merkt man schon an ihrem einstigen evangelischen Friedhof. Hier herrscht nicht der aufdringliche und plumpe Prunk "reicher" Totenäcker; hier kommt die Natur und in mancher Hinsicht auch die wahre Kunst auf ihre Rechnung. Die hohen Bäume, selbst die kleinen Tannen und kahlen Ziersträucher wirken an diesem trüben Wintertag einladend; man empfindet Lust zum Verweilen. Schreitet zwischen den vom Regen sauber gewaschenen Grabplatten hindurch, entziffert bedachtsam Inschriften, kommt sich vor wie ein verträumter Forscher, der nach alten Kunstschätzen fahndet. Die bunte Architektur der Grabmäler, ihre Unregelmäßigkeit, so jeder Systematik bar, das alles schafft eine Atmosphäre für sich.

Der einzige Prunk, der sich hier geleistet wurde, beherrscht den Eingang: das bescheidene Mausoleum einer adligen Offiziersgattin, von der die Legende berichtet, daß sie dort sitzend bestattet sein soll. Breite, halbkreisförmige Steinbänke bieten Sitzgelegenheit und werden an manchen Sommerabenden nicht unbenutzt sein ... Dann liegt unten, etwas links, das Grab eines gewissen Liebermann, dem Neffen des berüchtigten Reichstagsantisemiten jener Zeit. Außer einigen Grabstätten protestantischer Zivilpersonen stößt man durchwegs auf tote Offiziere und Soldaten, die zur Festungsbesatzung gehörten. Fünf, sechs holländische Offiziere — Protestanten — ruhen ebenfalls hier. Sonst anscheinend niemand von besonderer Bedeutung, besonders deshalb nicht, weil der Friedhof seit 1867 — dem Abzug der preußischen Garnison — geschlossen ist und der Obhut der luxemburgischen Regierung übergeben ward.

Also sonst nichts ...? Aber da steht doch im Hintergrund, von den Bäumen nahezu völlig versteckt, ein zwar umfangreiches aber eigentlich recht bescheidenes Grabmal. Keine erklärende Inschrift; an den vier Flächen des breiten Sockels — und das ist das Auffallende — 30 bis 40 Namen. Namen, mit denen man vielleicht nichts anzufangen wüßte, wenn nicht der Volksmund die Kunde auf unsere Tage übertragen hätte, daß dort tote Soldaten ruhen, die nicht im Felde dem offenen Feinde sondern in den Kasernen der schleichenden Cholera zum Opfer fielen...

*

Die Cholera!

In den letzten hundert Jahren hat diese furchtbare Geißel — die "asiatische Cholera" nannte man sie — viermal unsere Heimat heimgesucht: 1832 mit großer Heftigkeit, 1849 und 1854 in vermindertem Maße, und 1866 wieder mit verdoppelter Wut — als wolle sie ihren endgültigen Abschied auf ihre Art bekräftigen. Zweihundertzweiundfünfzig tödliche Fälle verzeichnete 1866 allein die Hauptstadt!

Seit Monaten war die Epidemie im Lande aufgetreten und man mußte erschrocken zusehen, wie sie täglich der Hauptstadt näherkam. Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, aber es war nicht möglich, den gefährlichsten Krankheitsträger der Festung — unbeschreiblicher Schmutz und einfach unerhörte hygienische Bedingungen — über Nacht aus der Welt zu schaffen. Im Lande, besonders in Diekirch und Vianden, waren die ersten Anfälle der Cholera von außerordentlicher Heftigkeit gewesen. "Die Kranken waren wie vom Donner gerührt, alle Perioden der Krankheit fielen in Eins zusammen." Sie erschien unter zwei verschiedenen Hauptformen. "Die eine befiel junge, vollblütige, reichlich genährte Leute; die andere zeigte sich bei alten, lymphathischen, schlecht beherbergten und genährten Leuten." Als Ende Januar 1866 dann in Eich zahlreiche Todesfälle auftraten, legte sich die Angst wie ein Alpdruck über die Festung. Aber

Der alte Garnisonsfriedhof in Clausen.